

"In Lützelflüh mehr erlebt als ein anderer in Paris"

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **15 (1953)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«In Lützelflüh mehr erlebt als ein anderer in Paris»

Von JOSEF REINHART

Heute, da alles nach Paris reisen will, weil man daheim zu wenig erlebt, klingt dieser Ausspruch fast unglaublich und er steht doch in einem Briefe, den ein sehr gescheiter Mann vor hundert Jahren an den Dichter Jeremias Gotthelf in Lützelflüh geschrieben hat. Allerdings heißt der Empfänger des Briefes Jeremias Gotthelf, was also bedeuten will, daß ein großer Mensch im kleinsten Neste der Heimat an Erlebnissen reicher werden kann als ein anderer in Paris, sagen wir ruhig in Rom oder London.

Was ein Dichter wie Jeremias Gotthelf im kleinen abgelegenen Emmentaler-dorfe und auf den umliegenden Höfen erlebt hat, das erhellt aus seinen Büchern. Es ist wohl nicht bloß sein Genie mit der Fähigkeit, sich in das Wesen seiner Landsleute, in ihr Denken einzufühlen, das ihm den Reichtum des Erlebnisses bedeuten kann. Es ist vielmehr das rein menschliche Bedürfnis, am Schicksal des einzelnen Menschen teilzunehmen und dieses Einzelwesen als etwas Einmaliges, wunderbares Werk der Schöpfung hinzunehmen. Abgesehen von der Beglückung des schriftstellerischen Schaffens ist diese Anteilnahme Gotthelfs am Leben seines Volkes eine rein menschliche Bereicherung des Daseins, ähnlich, wie es vielleicht nur Pestalozzi erlebt hat.

Wenn wir nun solches schreiben, wird uns fast wehmütig zu Mute im Gedanken daran, daß die heutige Zeit in ihrer Unruhe den Menschen die Idee in den Kopf setzt, das Zuhausebleiben sei eine Sache, deren sich ein moderner Mensch fast schämen müsse, weil er nicht wie die Tausende von Ferienreisenden mit den Photos der weiten Welt und ihrer Wunder bei der Rückkehr die Anwesenden beglücken könne. Keine Rede davon, daß wir die Bildungskraft des Reisens, die Bereicherung durch die Lektüre fremdländischer Autoren in Zweifel zu ziehen uns getrauen. Aber daß das Fremdlandfieber imstande ist, den Sinn für die Heimat als etwas altväterisch Abgestandenes bis zur Demütigung zu verdrängen, darf doch wohl, ohne daß man sich dessen schämen muß, einmal gesagt sein. Nun höre ich manchen Leser, manche Leserin mir entgegen: Soll man sich denn der Gelegenheit verschließen, die Wunder der weiten Welt zu sehen, mit eigenen Augen, oder durch die Augen der andern, die sie beschreiben, im Film darstellen, im Radio schildern.

Es ist wie in einem Hause, wo das Essen in Ueberfülle auf den Tisch kommt, in Gerichten, die nie satt machen, die man aber doch nur verschlingt, ohne sie behutsam zu kosten und ohne daß sie uns nähren. Sei dem, wie ihm wolle, das Fremdland-Fieber, der Hunger nach Sensation bringt es mit sich, daß das Kleine, das Unscheinbare, das abseits Liegende, das stille Wunder der Heimat mit der Zeit mißachtet wird, nicht nur Baum und Flur und Wald und Feld, Gras und Blume, sondern auch das Bild der Dörfer, der kleinen Städte mit all den vielen Kostbarkeiten an Tor und Haus, an Giebeln und an Türen, an abseitigen Gäßlein, die noch aus ruhiger Zeit ihre verschwiegenen Stimmungen erhalten haben. Und die Menschen der Heimat.

Man braucht nicht an jene zu denken, die hochnäsiger vom langweiligen Kaff geredet, eh sie nach Rom oder Sizilien gereist, oder nach Florenz um die Galerien zu durchheilen, um nachher zu Hause das Urteil des Bildführers wiederholen zu können. Das langweilige Kaff, das Dorf, das Bauerndorf! Hat nicht einst der berühmte Philosoph geschrieben, das Dorf auf dem Lande sei die Pflanzstätte lebendiger Bildung des jungen Menschen, weil ihm hier der Reichtum des ursprünglichen Lebens in allen Einzelheiten durch die farbige Anschauung und durch das tätige Miterleben zum unverwischbaren Besitz zu teil werde.

Man möchte nun fragen: Gilt das, was einst als unzweifelhafte Tatsache angesehen wurde, heute nicht mehr? Wenn es nichts mehr gälte, müßte man befürchten, daß in der Zeit eines Jahrzehntes das Bewußtsein eines Reichtums am Volkstum und seinen schöpferischen Kräften verschwunden wäre. Warum? Weil durch die Ueberflutung mit den Erzeugnissen fremdländischer Zivilisation, durch die Werbung der Fremde überhaupt, auch durch das Reisen ins Ausland die Zeugen unserer heimatlichen Kultur, die Reste der unberührten Natur, unsere Muttersprache, unsere Volkslieder aus den halbstädtischen Dörfern in die hintersten Winkel des Landes hinausgedrängt würden.

So ist es denn zu begrüßen, daß aus dem Schoße der solothurnischen Lehrerschaft die Anregung gekommen ist, es möchten in allen Bezirken aus Anlaß eines orientierenden Vorkurses regelmäßig sich wiederholende Tagungen zur Besprechung und Belebung des Heimatgedankens stattfinden. Die Initianten dieser Kurse gehen vom Gedanken aus, daß es fruchtbar sei, dem Geist der Entheimung durch Betonung des Volkstums, wo es noch lebendig ist, entgegen zu treten. Die Absichten der Lehrerschaft beziehen sich nicht allein auf die Heimatkunde in der Schule, sondern auch darauf hin, daß draußen in den Dörfern, in den Häusern durch die lebendige

Anregung das heimische Kulturgut in seiner Lebenskraft bewußt lebendig gemacht werde. Vielleicht wird durch eine solche Bewegung manches Volkslied, das jetzt nur noch in den Gesangbüchern sein Dasein fristet, manche alte Sage, manch urtümlicher Volksspruch, aber vor allem der Sinn für das, was Heimat bedeutet, vor dem Verblassen und Verschwinden behütet.

Was ein Lehrer als Pfleger und Förderer der Dorfkultur zu vollbringen vermag, das ist uns kürzlich bei Anlaß eines Besuches im Schwarzbubenland bewußt geworden. Wir trafen zufällig in einem Wirtshause Leute an, die mit leuchtenden Augen davon erzählten, was ihr einstiger Lehrer Emil Wiggli für die Schule und das Dorf geschaffen. Sie erzählten von einem Verein, der die jungen Leute und nach und nach auch die ältern Dorfbewohner zu Vorleseabenden zusammengeführt; sie erzählten davon, wie unter Leitung dieses Lehrers Heimatschutzstücke wie «Hansjoggeli, der Erbvetter» an einem Sonntag dreimal aufgeführt wurden. Diese Leute erzählten davon, wie sie gelernt hätten, im Wohnen, im Bauen das Echte vom Kitschigen zu unterscheiden und zu pflegen. Sie wußten zu berichten, wie die Baum- und Bienenpflege unter ihrem Lehrer gefördert wurde, wie alte Volks- und Festbräuche neue Betätigung erfuhren. Wir sagten uns damals, ob das, was einst, vor dreißig Jahren, möglich und fruchtbar gewesen, nicht auch heute noch möglich und fruchtbar sein könne, und wir wurden belehrt, daß in allen Bezirken des Kantons noch Kräfte lebendig sind, die beweisen, daß die Kulturpflege der Heimat lebendig ist. Wir denken an Balm bei Messen, an Lüterkofen und vor allem an Derendingen, wo seit vierzig Jahren ein Lehrer im obigen Sinne wirkt, dessen fruchtbare Arbeit einst weit über seine Lebensdauer hinaus, was Dorfkultur bedeutet, lebendig nachwirken wird.

Bauernregeln aus Brislach

Neujahr Sonnenschein
bringt viel Futter, Korn und Wein.

Wer sein Haus will bauen,
soll sein Holz vor Bastiani hauen.

Tanzen im Jänner die Mucken,
so kann der Bauer nach dem Futter gucken.

Wächst das Gras im Januar,
wächst es schlecht das ganze Jahr.